Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 94 (1943)

Heft: 6

Artikel: Wald und Weide im Berner Jura

Autor: Schönenberger, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-764605

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische
Zeitschrift für Forstwesen
Organ des Schweizerischen Forstvereins

94. Jahrgang | Juni 1943 | Nummer 6

Wald und Weide im Berner Jura

Von *E. Schönenberger,* Oberförster in Tavannes [1]

Jeder Forstmann hat in seinem Wirkungskreis irgendwo ein Schmuckkästlein, worin er ein Paradestück verborgen hält. Wenn ich Ihnen heute mein Schatzkästlein öffne, so tue ich dies in der Absicht, Ihnen ein forstlich leider noch zu wenig bekanntes Gebiet, nämlich die Freiberge, näher zu bringen, indem ich Ihnen etwas erzähle über die dort in großer Ausdehnung vorkommenden Wytweiden. Damit führe ich Ihnen aber zugleich auch meine Sorgenkinder vor — aber bekanntlich sind einem ja gerade die Sorgenkinder besonders ans Herz gewachsen.

Man müßte aber Dichter oder ein Sybelius sein, um den Zauber der Freiberger Landschaft eindrücklich beschreiben oder besingen zu können. Auch sollte man sich von bereits bestehender Literatur befreien können, um seine eigenen Wege zu gehen. Dies alles ist mir aber nicht vergönnt. Wenn ich mich dennoch entschloß, mich zum Thema Wald und Weide zu äußern, so deshalb, weil im Zuge der Zeit sich wieder der Ruf nach Trennung der beiden Bodenbenutzungsarten erhebt. Und weil ich diesen Ruf auch im Rahmen der Vorträge über Landesplanung vernommen habe, reifte in mir der Entschluß, für meine Wytweiden der Freiberge in die Arena zu steigen. Ich weiß zwar nicht, ob meine fünfzehnjährige Tätigkeit in diesem Wytweiderevier bereits als «genügend» erachtet werden kann, um von « Erfahrung » zu sprechen — aber wir wissen ja, daß man in unserem schönen Beruf nie ausgelernt hat. Ich beziehe mich also in meinen kommenden Ausführungen auf die Wytweiden der Freiberge und anstoßender Gebiete, und da es sich dabei um eine Waldfläche von annähernd 5000 ha handelt, dürfen immerhin gewisse Schlußfolgerungen erlaubt sein.

Das ganze Gebiet der Freiberge kann mit einer umgestülpten Schüssel verglichen werden, deren Boden das Hochplateau der Freiberge darstellt, während der Schüsselrand hinunterreicht in die das Plateau umgebenden Täler : St. Immertal im Süden, Tavannertal im Osten und das tiefeingeschnittene Doubstal im Norden und Westen. Bei einer mittleren Erhebung von 1000 m ü. M. wird das ganze Hochplateau von drei parallel in der Richtung Nordost gegen Südwest verlaufenden,

[1] Gekürzte Wiedergabe eines am 11. Dezember 1942 in der Forstschule in Zürich gehaltenen Vortrages.

allerdings wenig ausgeprägten Höhenrücken durchzogen. Dazwischen liegt das eigentliche Wytweidegebiet als schwach wellenförmig verlaufendes Terrain, das sich nur am Rande des Plateaus zu Tälern mit Wasserläufen vertieft. Quellen und überhaupt fließendes Wasser fehlen auf dem ganzen Plateau vollständig, dagegen sind die flachen Mulden, deren Untergrund von den undurchlässigen Oxfordmergeln gebildet wird, mit stagnierendem Wasser, den sogenannten « Etangs » und Hochmooren besetzt, die der Landschaft stellenweise nordländische Akzente verleihen, da sie umrahmt werden von fast geschlossenen Beständen der Bergföhre, fußend in großen Sphagnumflächen, die von einer charakteristischen Hochmoorflora besiedelt sind, darunter sogar die seltene Zwergbirke vorkommt. Diese Landschaft strahlt stets eine geheimnisvoll melancholische Moorstimmung aus, die dem naturliebenden Wanderer unvergeßlich bleibt und ihn immer wieder in diese Gegend führt. Die Erhebungen des Plateaus selbst bestehen aus dem oberen oder weißen Jura, meist Corallien und Portlandien, stellenweise stößt man aber auch auf Oolith- das heißt Feuerstein-Unterlage.

Das Klima der Freiberge ist entschieden rauh zu nennen. Es ist charakterisiert durch einen fast sechs Monate dauernden, meist sehr schneereichen und kalten Winter, durch Fröste, die bis in den Juli dauern und im September schon wieder auftreten. Es gibt Jahre, in denen jeder Monat Frost bringt, und es soll schon Jahre gegeben haben, in denen es jeden Monat geschneit hat. Kein Wunder also, daß Obstbäume äußerst selten anzutreffen sind — etwa an geschützten Hausmauern — und daß von den Getreidearten nur noch Hafer und Gerste angebaut werden können. Etwas milder ist das Klima nur am Plateaurand gegen das Doubstal. Die Regenmenge beträgt im Mittel 1320 mm.

Auf diesem Standort finden wir also die ausgedehnten Wytweiden, die landschaftlich zum Schönsten gehören, was der Jura zu bieten hat. Ohne die Wytweiden der Freiberge durchwandert zu haben, darf man über Wytweiden nicht sprechen. Diese bestehen einerseits aus einer ziemlich spärlichen Grasnarbe, anderseits aus einem Baumbestand, dessen Bäume einzeln oder in Gruppen den Rasen überschatten. Ich habe schon öfters Gelegenheit gehabt, ausländische Forstleute durch diese parkähnliche Wytweidelandschaft zu führen, und allen Besuchern hat das ganze eigenartige Bestandesbild tiefen Eindruck gemacht. Dieser Eindruck ging so tief, daß ein hingerissener Besucher mir am Ende der Exkursion erklärte, er werde die Wytweiden in seinem Lande sofort einführen ! Hier muß ich aber beifügen, daß sich die Wytweiden schwerlich auf dem Dekretsweg einführen lassen werden. Ihre Entstehung geht Jahrhunderte zurück und reicht ganz sicher in die Zeit der Kolonisation überhaupt zurück. Sie sind ein Produkt aus Klima, Boden und Benutzungsart, die man nicht ohne weiteres überall einführen kann.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das ganze Gebiet ursprünglich dicht bewaldet war und, weil abseits der großen Heerstraßen liegend, sehr wahrscheinlich lange Zeit überhaupt unbevölkert geblieben ist, bis die Römer die Doubsübergänge unter Kontrolle nahmen. Schon die Wasserarmut der Gegend verlockte niemand zu bleibender Niederlas-

sung. Im Jahre 999 schenkte der Burgunderkönig Rudolf III. das Gebiet dem Bistum Basel, und hier setzte wahrscheinlich die systematische Kolonisation ein. So sind nachgewiesenermaßen im Verlaufe des 11. und 12. Jahrhunderts die Ortschaften Montfaucon, Soubey, St. Brais, Saignelégier entstanden, das heißt alle diejenigen Ortschaften, die sich ohne Artikel schreiben. Die übrigen, wie Les Pommerats, Le Bémont, Le Noirmont, Les Breuleux entstunden erst später, jedenfalls nach dem Jahre 1384, welches Jahr für die Entwicklung der Freiberge das entscheidende war. In einem mit dem 17. November 1384 datierten Freibrief erklärte der damalige Bischof Imier von Ramstein alle Leute abgabefrei, die sich in diese Gegend begeben wollten, um das Land zu urbarisieren. Jeder dieser Kolonisatoren durfte für sich Wald roden, um sich das nötige Kulturland zu verschaffen. Daneben durfte er aber auch die allgemeine Weide benutzen. Aus dieser Zeit stammt also die Bezeichnung « Freiberge », und auch heute noch sind die Bewohner stolz auf den Namen « Franches-Montagnes » und beziehen denselben auch gerne auf sich, wenn es sich darum handelt, obrigkeitliche Verfügungen mehr oder weniger strikte einzuhalten. Im Schutze dieser Privilegien nahm die Bevölkerung rasch zu, ebenso der Viehbestand. Aber ebenso rasch nahm dafür der Waldbestand ab. Durch diese Art der Kolonisation ist sehr wahrscheinlich das heutige Bestandesbild der « pâturages boisés » entstanden. Der eigentliche, geschlossene Waldbestand zog sich auf die steinigen und steileren Hangpartien zurück, während sich auf den flacheren Geländepartien und besseren Böden das Wytweidegebiet ausbreitete. Aber die mächtigeren unter den Kolonisatoren rissen immer mehr Land an sich und drohten die kleinen zu verdrängen, so daß sich Mitte des 17. Jahrhunderts, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, neue Maßnahmen aufdrängten, um den abnehmenden Waldbestand zu schützen. Das richtige Mittel wurde aber erst um das Jahr 1700 herum gefunden und bestand darin, den Weidgang einzuschränken. Von diesem Zeitpunkt an wurde der Weidgang nur noch in bestimmtem Verhältnis zur bebauten Ackerfläche gestattet. Diese Regelung gilt vielerorts auch heute noch. Auf eine gewisse Ackerfläche kommt ein gewisses Weidrecht, nur daß heute die Grundsteuerschatzung als Grundlage dient. So gilt zum Beispiel heute in Saignelégier eine Grundsteuerschatzung von Fr. 3200 als Kuhrecht. Als Kuhrecht ist diejenige Fläche zu verstehen, die einem Stück Vieh als Weidefläche zur Sömmerung zugewiesen wird. In Saignelégier rechnet man pro Kuhrecht mit 1,5 Jucharten.

Als im Jahre 1815 der Jura zum Kanton Bern kam, wurden sofort Maßnahmen ergriffen, um der Entwaldung der Freiberge Einhalt zu gebieten. Die ersten Katasteraufnahmen erfolgten bereits 1820, wobei erstmals eine Ausscheidung von Wald und Kulturland vorgenommen wurde. Die Gemeinden wollten (schon damals) besonders schlau vorgehen und ließen die Wytweiden als Weiden einschreiben, um die Holznutzungen möglichst ohne Kontrolle vornehmen zu können. Heute haben sie eingesehen, daß sie sich damals ins eigene Fleisch geschnitten haben. In einer ersten Forstordnung stellte jedoch der Kanton Bern im

Jahre 1823 die Gehölze auf den Weiden der Gemeinden unter die Aufsicht des Staates, also lange bevor sich der Bund des Waldbestandes der Wytweiden annahm. Im Jahre 1860 belegte der Kanton diese Weiden sogar mit einem Rodungsverbot. Als dann 1876 das eidgenössische Forstpolizeigesetz in Kraft trat, glaubte man das ganze Schutzwaldgebiet und damit auch die Wytweiden des Jura in Sicherheit. Erst mit dem Bundesgesetz von 1902 sind aber die Wytweiden ausdrücklich unter die eidgenössische Oberaufsicht gestellt worden, denn man erachtete bis dahin in den Wytweidengebieten des Jura und der Alpen nur die geschlossenen Waldpartien als dem Gesetz unterstellt. Das Verständnis dafür, daß der Waldbestand auf der bestockten Weide im Laufe der Zeit wandern kann, war noch gar nicht vorhanden und die Wytweide als besondere Kulturform noch gar nicht erkannt. Erst die Gleichsetzung der bestockten Weide mit dem Wald bedeutete wirklichen Fortschritt in der Bewirtschaftung und damit der Erhaltung der Wytweiden, die im Verlaufe der Zeit aus beweidetem Wald entstanden waren. Aus dem beweideten Wald wurde die bewaldete Weide, die Wytweide.

Über den Ursprung der Bezeichnung « Wytweide » ist man noch heute nicht ganz einig. Seine Anwendung in alten Dokumenten läßt jedoch meist den Schluß zu, daß es sich um Waldungen handelt, darin das Vieh zur Weide geht. « Wyt » hat aber gewiß keine andere Bedeutung als « weit », das heißt ausgedehnt, wobei man dieses « weit » vielleicht auch auf die Abstände zwischen den einzelnen Bäumen oder Baumgruppen beziehen könnte. Eines ist sicher : wir haben im deutschen Sprachgebrauch keinen Begriff, der dem französischen « pâturage boisé » gleichwertig wäre.

Da wir gerade bei Begriffsbestimmungen sind, so wollen wir auch auf den Unterschied hinweisen, der zwischen Wytweide und Studmatte besteht. Eigentlich springt der Unterschied schon aus den beiden Bezeichnungen heraus, bezeichnet doch im Begriff « Wytweide » das Wort « Weide », daß die Nutzung des Grases in diesen mit Holz bestockten Gebieten durch Ausübung der Weide erfolgt, während die Bezeichnung « Matte » in « Studmatte » in unserem Sprachgebrauch immer eine Mähwiese bezeichnet, die Grasnutzung auf der Studmatte also durch Mähen erfolgt. Auf jeden Fall ist also die Studmatte nicht etwa ein « Laubholzweidewald », sondern eben eine Staudenmatte oder Gebüschwiese.

Was ist nun ausschlaggebend für die Holzartenvertretung auf den Wytweiden der Freiberge ? Diejenige Holzart, die auf einem gegebenen Standort die optimalen Lebensbedingungen findet, ist unter natürlichen Bedingungen die vorherrschend bestandesbildende Holzart. (Burger : Wytweiden und Studmatten. Z. 1927, S. 366.) Wie die Erfahrung lehrt, läßt sich eine Holzart auf optimalem Standort kaum durch künstliche Mittel auf die Dauer vertreiben. Schon diese Tatsache allein mag allen denen zum Trost gereichen, die die gänzliche Entwaldung der Freiberge befürchten. Zugegeben, in den Freibergen sind verschiedene Holzarten, namentlich Laubhölzer verschwunden. Urkundlich kann nachgewiesen werden, daß zur Zeit der ersten Rodungen, das

heißt noch im 14. und 15. Jahrhundert, sozusagen alle Holzarten vorhanden waren, die in den angrenzenden Juratälern zu finden sind. So soll namentlich die Eiche sehr häufig, aber auch Ulme und Kirschbaum anzutreffen gewesen sein. Je ausgedehnter die Rodungen und je lichter die Bestockung der Bestände wurden, um so ungünstiger wurde das Bestandesklima. Holzarten, die im Bestandesschluß noch zu gedeihen vermochten, hielten die zunehmende Freistellung nicht mehr aus und verschwanden. Nur noch die optimal standortsgemäße Holzart kann, abgesehen von ihrer größeren oder geringeren Empfindlichkeit gegen Verbiß, die Beschädigung durch Weidevieh viel leichter ertragen als diejenigen Holzarten, denen schon ohnehin das Standortsklima kaum zusagt. Im Jura ist es daher die Fichte, die sich trotz der unglaublichsten Verstümmelungen immer wieder heraufkämpft. Tannen und Buchen gedeihen im Hochjura in geschlossenen Beständen noch recht gut, auf den Wytweiden dagegen sind beide stark im Verschwinden begriffen. Sie finden als Jungwüchse im aufgelösten Bestand der Wytweide nicht mehr genügend Schutz vor Frost. Derart geschwächte Jungwüchse werden in der Folge vom Weidevieh noch vollends ruiniert zugunsten von Holzarten, die, wie zum Beispiel die Fichte, nicht nur frosthärter, sondern auch gegen Verbiß weniger empfindlich sind. Die Weißtanne hat auf den Wytweiden der Freiberge besonders gegen den Verbiß durch die Pferde zu kämpfen, denn die Wytweiden sind das Eldorado der Pferde, befinden wir uns doch hier in einem der Zentren der einheimischen Pferdezucht.

Da wir gerade bei den Holzarten sind, so mag auch erwähnt werden, daß wir auf unsern Wytweiden, nebst der Fichte, die in allen Zwischenstadien von jenen immer und immer wieder verbissenen, wie Heuhaufen aussehenden Fichtenbüschen bis zu den alten Weidefichten vorkommt, immerhin noch sehr schöne, alte Weißtannen vorfinden. Erwähnenswert sind aber auch die prächtigen Bergahorne. Am schwächsten vertreten ist wohl die Buche, die nur noch in einigen wenigen schönen Exemplaren auf der Weide der Gemeinde Les Genevez vorhanden ist. Laubhölzer leiden eben viel stärker unter Viehverbiß als die Nadelhölzer.

Von den Wytweidflächen der Freiberge befinden sich 82 % in öffentlichem, 18 % in privatem Besitz. Dieses Besitzesverhältnis ist für die Bewirtschaftung von grundlegender Bedeutung, denn man weiß ja, wie der private Weidebesitzer über die bestockte Weide denkt.

Welche Probleme stellen sich dem Forstmann auf den Wytweiden ? Ich setze mich in Gedanken um fünfzehn Jahre zurück und erinnere mich mit gemischten Gefühlen jener Zeit, da man mich auf die Bestände der Wytweiden losgelassen hat. Ich gestehe offen : meine theoretischen Kenntnisse über Wytweiden, wie man sie etwa aus der Waldbauvorlesung hätte beziehen können, drückten mich nicht allzu schwer. Ich weiß nicht mehr, ob man uns überhaupt über Wytweiden je etwas Genaueres gesagt hat oder ob man darüber nichts hat sagen wollen. Dem Praktiker, der sich plötzlich einem unbekannten Ding gegenübersieht, helfen jedoch alle mildernden Umstände nichts. Hier gibt es nur den

mutigen Sprung in die Wirklichkeit und das richtige Erfassen der Situation.

Beim Betreten eines Wytweidebestandes fällt einem sofort der besondere Charakter dieser Wirtschaftsform auf : über weite Flächen hin steht der Wald, aufgelöst in kleine Gruppen und Einzelbäume, sein Fuß bekleidet von geschlossener Rasendecke. Eine innige Verbindung von Wald und Weide auf gleicher Fläche ist das Hauptmerkmal der « pâturages boisés ». Was am Baumbestand besonders auffällt, ist die Vielgestalt der Baumformen. Hier auf der Wytweide sieht man am besten, wie verschieden ein und dieselbe Holzart sich im Einzelexemplar ausbilden kann. Der eine Baum muß sich der Windwirkung anpassen : weitausladend sind seine Äste, dran schwanken die lotrechthangenden Sekundärästchen, um den Stoß des Windes auffangen und abschwächen zu können. Dicht daneben steht eine stolze Hochgebirgsfichte mit schmaler Krone, dicht am Stamm liegenden Ästen, um diesen vor zu starker Insolation zu schützen, Anpassung auch an die großen Schneemassen. Jeder Varietät ist hier infolge der eigenartigen Auflockerung des Bestandes dieses Waldes auf freier Weite, die Möglichkeit geboten, sich frei zu entwickeln und zu behaupten. Dabei kommt einem aber auch zum Bewußtsein, daß diese Bestandesform der Forderung nach größter Nutzholzproduktion nicht Genüge leistet. Dafür hat aber der Wytweidebestand dem gleichaltrigen Hochwaldbestand etwas weit voraus, das man beim Durchgehen sofort deutlich spürt : das urwüchsige, das sich unbändige Entfalten der vegetativen Wuchsleistung. Man braucht sich übrigens nur zu vergegenwärtigen, daß die Gewinnung des Kohlenstoffes zur Bildung der organischen Substanz durch Zerlegung der Kohlensäure der Luft in den Blättern erfolgt, um zur Einsicht zu gelangen, welche Größe der Krone eines Baumes auf dessen Wachstumsleistung ausüben muß, je nachdem der Stamm in seiner ganzen Länge lebenstätige, von Licht und Luft umflutete Äste trägt, oder aber die Krone sich auf die oberste, mehr oder minder zwischen andere Gipfel eingeklemmte Schaftpartien beschränkt. Es liegt also auf der Hand, daß die gewaltige Blattmenge einer Wytweidefichte auch einen verhältnismäßig starken Aufbau an Holzsubstanz zur Folge hat. So führt eigentlich schon der erste Kontakt mit einem Wytweidebestand zur Erkenntnis der Tatsache, daß der Luftraum desselben viel weitgehender mit Blattmasse ausgefüllt ist als derjenige eines gleichaltrigen Hochwaldbestandes und daß wir im Grunde genommen ein Hauptmerkmal des Plenterwaldes angetroffen haben. Wohl stehen die einzelnen Bäume und Baumgruppen räumlich mehr oder weniger weit auseinander; würden wir aber diesen Baumbestand zusammenschieben — auf Vollbestockung reduzieren — so hätten wir, vorausgesetzt, daß es sich um einen typischen Wytweidebestand der Freiberge handelt, ziemlich genau das, was man von einem anständigen Plenterwald verlangt : gemischten und gestuften Aufbau über die ganze Waldfläche gleichmäßig verteilt, stufig geschlossene Bestandesausformung, Ausfüllung des gesamten Luftraumes mit Chlorophyll.

Der Forstmann mit kritischer Ader begnügt sich jedoch nicht mit dieser Feststellung allein, sondern er macht, wie der Mathematiker, die Probe, indem er weiter untersucht, ob auch die anderen Voraussetzungen für einen Plenterwald vorhanden sind. Durchgehen wir diese Kriterien, so finden wir folgende überraschende Übereinstimmungen:

1. Der Plenterwald kennt keine Umtriebszeit. Das gleiche gilt auch für die Wytweide, denn auch auf der Wytweide wird auf einen Gleichgewichtszustand auf dem Niveau maximaler Produktion hingearbeitet.
2. Der Verjüngungsprozeß ist nirgends absichtlich auf längere Zeit unterbrochen, d. h. man tendiert daraufhin eine richtig dosierte Menge bodennahen Chlorophylls, genannt Verjüngung, zu erziehen.
3. Es erfolgt kein Abtrieb im althergebrachten Sinn. Es darf kein Baum zur Fällung bestimmt werden, bevor der Wirtschafter die Folgen der Wegnahme erwogen hat. Was nach dem Aushieb noch da ist hat daher mehr Bedeutung, als was geschlagen wurde.
4. Es ist keine Schlagfront und keine Hiebsrichtung erkennbar. Der ganze Wald wird durchgangen im Sinne vorsichtig tastender, ständig beobachtender Wirtschaft, bei der alle Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit ausgeschlossen werden muß.
5. Es erfolgt daher keine Aufrollung der Bestände, da jeder Unterbruch des Bestandesschlusses — auch auf der Wytweide — Verlust an produktiver Blattmasse bedingt.
6. Auf allen Teilflächen nur geringes Schwanken des Vorrates.

Sind diese Erkenntnisse einmal herangereift, so scheint einem die Behandlungsweise der Wytweiden wie ein offenes Buch — bis einem die rauhe Wirklichkeit aus dem Plentertraum aufschreckt und man sich an den Kopf greift und erkennt, daß man den Faktor Weide ganz außer jeder Berechnung gelassen hat. Aber just dieser Faktor wird dem jungen wie dem alten Wytweidpraktiker manch harte Nuß zu knacken geben.

Zum bessern Verständnis des Wytweideproblems will ich an Hand von Zahlen darzulegen versuchen, unter was für Voraussetzungen hinsichtlich der Vorrats- und Zuwachsverhältnisse der Wirtschafter arbeiten muß. Wohl könnte ich mit Durchschnittszahlen aufwarten, ziehe es aber vor, aus den Wirtschaftsplänen zweier benachbarter Gemeindewaldungen die reellen Zahlen aufzuführen, schon um damit zu zeigen wie verschieden die Verhältnisse auf relativ kleinem Raum sein können. Zwischen diesen beiden Fällen, die so ziemlich als Extreme betrachtet werden können, gibt es fast alle nur möglichen Zwischenstadien, da sozusagen jede Gemeinde andere Verhältnisse hinsichtlich Grundvorrat und Weidebetrieb aufzuweisen hat. Die Zahlenbilder der Gemeindewaldungen Les Genevez und Saignelégier, die nur zirka 3 km voneinander entfernt sind und zu den ausgedehntesten Wytweiden der Freiberge zählen, werden sicher eine gute Vorstellung von den herrschenden Verhältnissen zu geben vermögen.

	Les Genevez	Saignelégier
a) Fläche		
Totalfläche	516,54 ha	478,46 ha
Bestockte Fläche	222,55 ha	204,52 ha
Bestockungsgrad	43,1 %	42,75 %
b) Holzvorrat		
Gesamtvorrat	108,045 m³	52,935 m³
Vorrat per ha Totalfläche	210 m³	110 m³
Vorrat pro ha bestockte Fläche . . .	490 m³	257 m³
c) Stärkeklassenverhältnis		
18—26 cm	4 %	13,5 %
30—38 cm	10 %	19,5 %
42—50 cm	20 %	24 %
54 und mehr cm	66 %	43 %
d) Mittelstamm		
kluppierte Stammzahl	54,003 Stück	54,115 Stück
Stamminhalt pro Stück	2,00 m³	0,98 m³
e) Holzartenverteilung		
Fichte	88,5 %	86,6 %
Tanne	10,5 %	12,2 %
Laubholz	1 %	1,2 %
f) Laufender Zuwachs		
in % des Vorrates	2,6 %	2,1 %
pro ha Totalfläche	5,00 m³	2,50 m³
pro ha bestockte Fläche	11,60 m³	6,00 m³

Die beiden ausgewählten Beispiele sind deshalb besonders interessant, weil sie bei annähernd gleicher Fläche, gleichem Bestockungsgrad und gleicher Stammzahl am Holzvorrat und Mittelstamm um rund 100 % voneinander abweichen. Das Stärkeklassenverhältnis läßt bereits erkennen, woran der Unterschied liegt; aber woher dieser kommt, läßt keine der angeführten Zahlen erkennen.

Entscheidend für den jetzigen Zustand eines Bestandes ist natürlich die frühere Bewirtschaftung, und zwar kommt hier nicht etwa nur die Bewirtschaftung während der letzten Periode oder seit Erstellung des ersten Wirtschaftsplanes, die in den gewählten Fällen auf die Jahre 1867 resp. 1870 zurückgeht, in Frage, sondern namentlich die ganze Art der Kolonisation und der erfolgten Benutzung der Wytweide. Von ausschlaggebender Bedeutung für die unterschiedlichen Holzvorräte der beiden Gemeindewaldungen mag deren geographische Lage sein. Saignelégier lag verkehrstechnisch von alters her weit günstiger als Les Genevez. Es wurde Bezirkshauptort und Eisenbahnknotenpunkt, hatte infolgedessen auch große Lasten auf sich zu nehmen und machte sich daher hinter seine großen Holzvorräte. Auch entstunden dem Doubs entlang mehrere Glashütten und auf französischer Seite Erzschmelzöfen, die eine Unmenge Holz fraßen, das z. T. aus den Freibergen, also wohl

auch ab den Wytweiden von Saignelégier geliefert wurde. Zudem wurden, laut noch heute lebenden Augenzeugen, periodisch Kalköfen errichtet, die ebenfalls viel Holz benötigten. Überhaupt bewegte sich früher der Holzhandel dieser Gegend in der Richtung Schweiz-Frankreich, woraus sich erklären läßt, warum die dem Doubs nah gelegenen Waldungen ganz allgemein holzärmer sind als entferntere Gebiete. Dem gegenüber ist Les Genevez ein einfaches Bauerndorf geblieben, das seinen Holzbestand konservativ behandelte und die Bestoßung der Weide nie übertrieb, während Saignelégier dieselbe immer übertrieben hat. Aus dieser unterschiedlichen Behandlung bestätigt sich vor allem die alte Weisheit, daß Holz nur an Holz wächst. Da auf den Weiden von Saignelégier der Holzvorrat infolge früherer Übernutzungen immer relativ gering war, konnte auch der Zuwachs nicht maximal sein. Wenn wir aber das Stärkeklassenverhältnis betrachten, so kommen wir für Genevez zum Verdacht, daß hier in der Behandlung etwas nicht gestimmt hat, denn eine Starkholzvertretung von 66 % ist entschieden zu hoch bemessen. Zudem wurden 6 % der Masse anläßlich der letzten Revision als abgängig, d. h. sofort zum Abtrieb zu bringen, separat ausgezählt. Eine Holzanzeichnung in dieser Gemeinde bedeutet daher für einen jungen Forstmann, der mit geschwellter Brust sich auf die sogenannten Plenterbestände stürzt, eine nicht geringe Enttäuschung. Wenn er glaubt hier seine Plenterwaldkenntnisse anwenden zu können, so erlebt er seine blauen Wunder. Wohl sind die Bestände sehr prächtig anzusehen, und zu seiner nicht geringen Verwunderung stößt er auf einen sehr respektablen Prozentsatz sauberer, wohlgeformter Stämme, deren Nutzholzausbeute recht beträchtlich ist. Es sei hier beiläufig erwähnt, daß das Nutzholzprozent der Holzernte von Les Genevez 75 %, bei Saignelégier sogar 77 % beträgt.

Schickt sich nun der Forstmann zur Holzanzeichnung an, so fällt ihm beim näheren Zusehen die unterschiedliche Färbung der Fichte auf. Unwillkürlich gleitet der Blick den Stamm hinunter, und schon erkennt der Praktiker die Ursache der gelblichen Farbe der Krone einzelner Bäume: die Fichte läßt an der Stammbasis eine Bauchung erkennen, die auf Rotfäule schließen läßt. Der Gemeindeförster hat auch schon seinen Waldhammer gegen den untern Stammteil geschlagen, und der Baum antwortet mit einem dumpfen Dröhnen. Das Urteil ist gesprochen, der Stamm ist bereits vom Tod gezeichnet. Und schon hat der plenterbeflissene Forstmann ein weiteres derartiges Opfer entdeckt, bei dem sogar der Specht bereits seine Visitenkarte abgegeben hat. Diese Prozedur wiederholt sich beliebig oft, und nach beendigter Schlaganzeichnung bleibt nichts anderes übrig, als im Taxationsbüchlein die Opfer nachzuzählen. Der Plenterwaldtraum ist ausgeträumt, denn die Zahl der der Erlösung harrenden Bäume ist zu groß, als daß noch andere waldbauliche Erwägungen gemacht werden könnten. Was ist die Ursache dieses betrüblichen Zustandes? Schon das Stärkeklassenverhältnis weist darauf hin, daß hier ganz einfach eine Überalterung der Bestände vorliegt. Der Reifeprozeß bestimmt ganz automatisch einen gewissen Prozentsatz der Bäume zum Hieb. Leider ist aber auf den

Weiden der Gemeinde Genevez der Verjüngungsprozeß mit der Altholzreife nicht parallel verlaufen. Entweder ist der Kronenschluß noch zu dicht oder aber es finden sich weite offene Flächen vor, die vom Vieh derart abgeweidet werden, daß es für die Verjüngung kein Entrinnen gibt.

Ist es einerseits der übermäßige Holzvorrat von Genevez, der mir Sorgen macht, so ist es anderseits das Aufbringen der natürlichen Verjüngung, welches für das Gesamtgebiet der Wytweiden ein Problem darstellt. Ich habe Ihnen eingangs gesagt, ich wolle Ihnen meine Sorgenkinder zeigen. Sie begreifen nun wohl, was ich damit sagen wollte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verjüngung der Wytweiden in direkter Beziehung zum Weidebetrieb steht. Die Weide dauert in der Regel von Mitte Mai bis Mitte September. Sobald keine gefährlichen Fröste mehr auftreten übernachtet das Vieh auf der Weide, wobei es die geschützteren Partien aufsucht. Meist ist der Graswuchs zu Beginn der Weidperiode noch sehr spärlich und im Herbst derart kahl, abgefressen, daß sich die Tiere während dieser Perioden an den Holzpflanzen, also am Jungwuchs schadlos halten. Da die Wachtumsperiode hier oben schon kurz genug ist, leidet der Jungwuchs durch den Viehverbiß unendlichen Schaden, namentlich dort, wo die Bestoßung der Weiden stark ist. Nur wo etwa ein Dorngebüsch dem Fichtenanflug Schutz gewährt, ist eine Chance vorhanden, daß sich etwas Jungwuchs aufbringen läßt. Dem Beobachter fällt aber besonders auf, daß auf alten, vermoderten Baumstrünken sehr oft Fichtenanflug wie gesät aufgeht. Dies ist damit zu erklären, daß das Samenkorn hier einen sehr geeigneten Nährboden findet, dazu eine gegenüber dem umliegenden Erdreich leicht erhöhte Temperatur und ferner auch Schutz vor Viehtritt und Verbiß, denn das Vieh meidet die Stöcke, weil es sich in der Regel geradlinig fortfrißt, bei Auftauchen eines Hindernisses aber abschwenkt. So ist es zu erklären, daß auf alten Stöcken üppiger Jungwuchs anzutreffen ist — wenigstens dort, wo die Stockrodung rechtzeitig verboten worden ist. Was sagt man aber zu folgendem Passus, welcher im Waldreglement der Gemeinde Genevez bis zum Jahr 1933 zu finden war: «Jede Haushaltung ist berechtigt, in der Zeit vom 15. August bis zum 1. November 12 Ster Stockholz auszugraben.» Ist es da noch verwunderlich, daß auf hektargroßen Flächen kein alter Baumstrunk und daher auch keine Naturverjüngung anzutreffen ist? Mit der Entfernung vom Dorf nimmt die Schwierigkeit des Transportes der gerodeten Stöcke zu, weshalb dieselben in entfernteren Weidpartien im Boden belassen werden; deshalb ist auch der Verjüngungszustand jener entfernteren Bestände zufriedenstellender. Mit mathematischer Sicherheit kann bei Verjüngungsgruppen auf alte Stöcke geschlossen werden. Saignelégier hat das Stockrodungsverbot schon lange, und die Verjüngungsverhältnisse sind dort auch weit bessere als in Genevez. Die Überalterung der Bestände ist sicher im Zusammenhang mit der Schwierigkeit des Verjüngungsprozesses, ist aber wohl auch eine Folge der früheren Losholzabgabe auf dem Stock. Die Berechtigten schauten in erster Linie für

ihren Vorteil, schlugen die gesunden, schönen Stämme und ließen das angefaulte Holz stehen.

Läßt sich also der große Starkholzvorrat von Les Genevez durch verschiedene Verumständungen erklären, so muß die Unterbilanz von Saignelégier noch durch erfolgte Kahlschläge unterstrichen werden. Leider wurden dieselben zudem auf möglichst ungünstigem Terrain, d. h. auf felsigem, oberflächlichem Boden ausgeführt. Die dadurch nötiggewordenen Kulturen wurden vielfach mit Pflanzen zweifelhafter Herkunft ausgeführt, weshalb deren Gedeihen nicht immer befriedigte.

Die Beobachtung, daß der Fichtenanflug auf alten Stöcken sozusagen mühelos aufgeht, hat dann einer neuen Kulturmethode zum Durchbruch verholfen, indem nunmehr überall dort, wo Naturverjüngung nicht erwartet werden darf, Fichten einheimischer Provenienz in und um die alten Stöcke herum gepflanzt werden. Diese künstlichen Verjüngungsgruppen sind nach einigen Jahren nicht mehr vom Naturjungwuchs zu unterscheiden. Auf großen und entblößten Flächen von Les Genevez ist man auch zu eingezäunten Pflanzungen von Fichten unter Schutzholzarten wie Birke, Vogelbeere und Bergföhre geschritten. Daß auch dazu nur einheimisches Pflanzenmaterial verwendet wird, gehört nunmehr zur Selbstverständlichkeit.

Aus obigen Schilderungen geht eindeutig hervor, daß der Normalzustand einer Wytweide sicher zwischen den beiden Extremen von Genevez und Saignelégier liegen muß, und es bleibt mir nur noch übrig, dies durch einige Zahlen zu fixieren. Wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, so möchte ich den normalen Bestockungsgrad einer Wytweide auf maximal 40 % limitieren. Bei dieser Bestockung dürfte der Normalvorrat pro Gesamtfläche ungefähr bei 160 m³ per Hektar liegen, und dieser Normalvorrat dürfte in folgende Stärkeklassen gegliedert sein:

18—26 cm	=	15 %
30—38 cm	=	20 %
42—50 cm	=	25 %
54 und mehr	=	40 %

Ein Mittelstamm von 1,5 dürfte als gut angesprochen werden, und was die Holzartenmischung anbetrifft, so kann folgende Verteilung als Wegleitung dienen:

Fichte = 85 %, Weißtanne = 10 %, Laubholz = 5 %

Eine Wytweide mit diesen Grundelementen würde sicher zu den schönsten und ertragreichsten Beständen zählen.

Nun noch ein Wort zum Problem der Ausscheidung von Wald und Weide. Der Mensch lebt nicht vom Holz allein. Es gibt auch noch andere Werte, die für das Bestehen eines Zustandes zu entscheiden haben und die sich nicht in die Zwangsjacke der Rationalisierung stecken lassen. Die Streitfrage nach Ausscheidung von Wald und Weide ist durchaus nicht neu und wird periodisch wieder auf- und dann wieder eingerollt. Mag sich diese Frage für gewisse Gebiete stellen — für die Freiberge steht sie außer Diskussion. Hier sind die Wytweiden absolut Schutzwald im engsten Sinne des Wortes, selbst die Holzpro-

duktion kommt hier erst in zweiter Linie. Wer an der Schutzwirkung unserer Wytweiden zweifelt, sollte ein paar Jahre dort hinauf verbannt werden — er käme als Paulus gerne wieder in wirtlichere Gegenden zurück.

Wenn man die Frage stellt: Warum werden Wald und Weide nicht scharf voneinander getrennt, wenn doch der Weidgang der Holzproduktion und die Bestockung der Weide schadet? so wird die Frage in allererster Linie vom Klima beantwortet. Namentlich soll hier auf die stetigen rauhen und austrocknenden Winde hingewiesen werden, welche durch die, über die ganze Fläche verteilten, meist bis tief hinunter beasteten Bäume aufgehalten und stark abgeschwächt werden. Das Vieh findet auf der bestockten Weide weitgehenden Schutz vor Regen, Kälte und Wind. Rindvieh- und Pferdezucht sind in den Freibergen das einzige, was die Landwirtschaft noch lohnend macht. Die bestockten Weiden stellen daher einen außerordentlich wichtigen Kulturfaktor dar. Wollte man dem Wald nur den absoluten Waldboden zuweisen, so müßte man ihn auf die wenigen steinigen Abhänge der Hügelzüge zurückdrängen, die aber den großen Nachteil haben, in Richtung Nordost—Südwest, also in Richtung des vorherrschenden Windes zu verlaufen, womit jede Schutzwirkung vor diesen heftigen Winden dahinfallen würde. Die Idee der Ausscheidung von Wald und Weide muß daher schon aus diesem Grunde fallen gelassen werden und ist im Gebiet der freibergischen Wytweiden überhaupt nie aufgetaucht. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß hundert auf einer Wytweide stockende Fichten denselben Schutz gewähren wie ein geschlossener Waldbestand von vierfacher Stammzahl. Die Wytweide vermag also die gewünschte Schutzwirkung mit weit geringerem Aufwand zu erzielen. Der Einfluß der Wytweide auf das Klima ist also bedeutend größer und wirksamer als derjenige des geschlossenen Waldes. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der heute im Kriege angewandten elastischen Verteidigung: der Stoß wird aufgefangen, abgeschwächt und durchgelassen, um in den hinteren Linien vollends zum Stehen gebracht zu werden. Beim geschlossenen Waldbestand dagegen prallt der Hauptstoß mit voller Kraft auf die geschlossene Abwehrfront, die dann nicht selten eingedrückt wird. Der Einfluß der Wytweidebestockung auf die Windwirkung braucht daher wohl nicht mehr weiter veranschaulicht zu werden.

Aber noch ein weiterer Punkt ist sehr wichtig, und zwar sowohl für die Baum- wie für die Weidevegetation, der Einfluß der Bestockung auf den Wasserhaushalt. Wir haben schon erwähnt, daß das Plateau der Freiberge sehr wasserarm sei, trotzdem wir eine jährliche Niederschlagsmenge von 1300 mm registrieren können. Diese Wassermenge ist sicherlich ganz respektabel. Sie hat nur den einen Nachteil, daß sie hauptsächlich als Schnee fällt und daher nicht während der eigentlichen Vegetationszeit. Wohl tut das Schmelzwasser gute Dienste, aber es treten im Sommer fast regelmäßig Trockenperioden auf, also just dann, wenn Wald und Weide am meisten Feuchtigkeit haben sollten. Auch hier bewirkt nun die Bestockung geradezu Wunder. Dadurch daß der Bestand die Windwirkung abschwächt, entsteht im Innern der Bestände

Luftruhe, und die Kondensation der Feuchtigkeit, die durch die Ausdünstung des Bodens aufsteigt, kann ruhig erfolgen. Es entsteht starke Taubildung, und die entzogene Feuchtigkeit bleibt wenigstens dem Bestandesinnern erhalten. Der Baum holt das Wasser aus größeren Tiefen herauf, gibt es der Luft ab, und durch die Kondensation kehrt es auf den Boden zurück. Wäre der Baumbestand nicht vorhanden, so würde die Grasnarbe, die ja viel weniger tief wurzelt, die Feuchtigkeit viel schneller abgeben, und die Winde würden sie mitnehmen, wodurch der Weidegrund bald ausgetrocknet wäre. Dazu kommt, daß die Grasnarbe abgeweidet wird und zum Nachwachsen um so mehr Ersatz der weggenommenen Feuchtigkeit, die im Gras enthalten ist, bedarf. Diese Tatsache fiel mir besonders im trockenen Sommer von 1929 auf. Damals konnte man besonders augenfällig die wohltätige Wirkung der Bestockung auf unseren Wytweiden erkennen. Es hatte wochenlang nicht mehr geregnet, und namentlich die sonnseitigen Weidepartien schwächeren Bestockungsgrades waren rotgebrannt. Wo aber Baumwuchs vorhanden war, hätte man mit dem Zirkel den Schattenverlauf der Bäume nachzeichnen können, so grün war der abgerollte Kegelmantel auf der Weide abgegrenzt. Trotz dem Fehlen der Niederschläge glitzerte jeden Morgen der Tau aus den saftigen Kräutern und erhielt sich bis gegen Mittag. Eindrücklicher könnte die Natur die Bedeutung der Bestockung nicht vordemonstrieren. Es ist also kein Zweifel darüber erlaubt, daß diese Form der Wytweide eine äußerst glückliche Symbiose zwischen Holzbestand und Grasnarbe darstellt, von der allerdings die Weide offensichtlich den größeren Gewinn davonträgt. Wollte man also den Wald auf seinen absoluten Standort relegieren, so würde ein seit Jahrhunderten ausbalancierter Gleichgewichtszustand gewalttätig zerstört. Da die Weide von dieser intimen Lebensgemeinschaft mehr profitiert, würde sie von einer Trennung auch stärker betroffen, und ich bin überzeugt, daß früher oder später mit größten Opfern wieder aufgeforstet werden müßte. Durch eine Ausscheidung ginge die ganze Schutzwirkung der Bestockung verloren, und das Lokalklima würde sich derart verschlechtern, daß auch die Weide mager würde und den meteorologischen Einflüssen bedingungslos ausgeliefert wäre. Wenn man daher in den Freibergen das Gespräch auf dieses Thema lenkt, so stößt man zuerst auf größte Verwunderung darüber, daß überhaupt jemand an so etwas denkt, und nachher erfolgt schroffste Ablehnung der Zumutung einer Trennung von Wald und Weide. Es wäre ja scheinbar ein leichtes, mittels größerer Löcherhiebe lokale Ausscheidungen vorzunehmen, wie dies übrigens früher oft gemacht worden ist. Aber gerade die früheren Erfahrungen sollten uns auch vor diesem Irrtum bewahren. Was es heißt, in diesem Klima größere Flächen wieder aufzuforsten, mögen uns die Abrechnungen subventionierter Aufforstungsprojekte lehren. Jeder größere Löcherhieb schafft dem Wind besseren Durchzug, erhöht die Gefahr des Frostes — der ja auch der Weide schadet —, schafft Bestandesränder, die der veränderten Windwirkung nicht gewachsen sind. Das Weidevieh, das auf der kahlen Fläche keinen Schutz mehr findet, zieht sich also dennoch in die Waldpartien zurück, es sei denn, man

zäune den Wald ab. Wer aber diesen Kleinkrieg kennt, der sich um derartige Weidzäune abspielt, der verzichtet gerne auf diese Polizeimaßnahme, die nur allzuoft zu größter Animosität zwischen Forstmann und Bevölkerung führt. Wir sehen also, daß die Trennung von Wald und Weide sogar forstpolitisch verheerend zu wirken vermag.

Es erscheint daher unverständlich, daß der Ruf nach Trennung von Wald und Weide in forstlichen Kreisen überhaupt aufkommen kann. Um einige wenige Nachteile wie Zuwachsverlust infolge Viehverbiß, Fäulnisschäden infolge Wurzelverletzungen durch Tritt, Qualitätseinbuße am Nutzholz infolge starker Beastung auszuschalten, will man den Wald auf ungünstigere Terrainpartien zurückdrängen, die weder qualitativ noch flächenmäßig Ersatz für die weggenommenen Partien zu bieten imstande sind. Damit will man auf die Schutzwirkung des Waldes verzichten und ganze Landstriche dem Risiko einer Klimaverschlechterung aussetzen. Nein, der Preis für eine solche sogenannte forstliche Maßnahme ist zu hoch und muß abgelehnt werden. Der in diesen Wytweidegebieten wirtschaftende Forstmann hat Gelegenheit genug, durch gewissenhafteste Arbeit sowohl dem forstlichen wie dem weidewirtschaftlichen Standpunkt Genugtuung zu verschaffen. Man wird lokal sicher da und dort, namentlich in Zeiten wie heute, Konzessionen machen können, ohne die Zukunft dieser Bestände zu gefährden. Es gibt Wytweiden, auf denen in den letzten Dezennien der Holzbestand entschieden zugenommen hat. Dort gibt es sicher Möglichkeiten, die weitere Ausdehnung des Waldes einzuschränken. Anderseits wird auch die Landwirtschaft die Möglichkeit wahrnehmen, magere Weidegründe durch Düngung ertragreicher zu gestalten, während der Forstmann durch Jungwuchspflege auf der Wytweide die Nutzholzproduktion steigern kann. Früher kannte man diesen ersten Eingriff nicht, und es ist daher nicht verwunderlich, daß es heute Wytweidepartien gibt, wo sozusagen jeder Stamm schon auf dem Stock in Zwieselbildung verfällt und somit für die Nutzholzproduktion ausgeschaltet ist. Bei rechtzeitigem Eingriff könnte dies vermieden werden, wenn schon eine Selektion nach Prof. Schädelin nicht so streng zur Anwendung gebracht werden kann. Man wird wohl Selektion treiben, aber nicht im Sinne einer frühzeitigen Freistellung des schönsten Individuums. Die Anpassung an den Weidebetrieb bedingt, daß die schönsten Jungfichten durch minderwertige, die sich um das wertvollste Exemplar scharen, geschützt werden müssen. Hierbei achte man aber auf Freistand des Stammfußes, damit sich eben die erwähnte Doppelstämmigkeit nicht einstellen kann. Was man also im Wald zugunsten des schönen Individuums weghauen würde, muß hier zu dessen Schutz stehen bleiben. Neben der guten Form, die der Zukunftsstamm mit auf die Welt bringt, muß er daher auch seine Lebenskraft im Konkurrenzkampf mit weniger schönen Kameraden unter Beweis stellen. Daher kommt es auch, daß die schönen Freiberger Fichten dann auch wirkliche Prachtsexemplare sind, weil sie durch Kampf zum Sieg gelangt sind. Man lasse sich daher nicht dazu verleiten, solche, auf alten Baumstrünken zusammen aufwachsende Gruppen zu früh zugunsten eines Einzelindividuums zu lich-

ten oder etwa Geißtannli wegzuhauen, um einige Quadratmeter Weideboden zu gewinnen. Würden wir dies tun, so stünden unsere Wytweiden bald kahl da. Auch ein qualitativ schlechter Baum hat auf der Wytweide noch eine Rolle zu erfüllen. Auch unter uns Menschen ist beileibe nicht alles Qualität und lebt doch. Hüten wir uns auch vor zu intensiver Weideräumung durch Dornenaushieb. Auch die poesievollen Hagrosenbüsche, Berberitzen, Weißdorn und sogar Distelgestrüpp dienen in hohem Maße der Wiederverjüngung und damit der Erhaltung unserer einzigartig schönen Wytweiden.

Sie sehen also, daß auch der Forstmann noch genug tun kann, um auf seine Weise die Scheidung von Wald und Weide gegenstandslos zu machen. Inwiefern er auf die Bestoßung der Weide einwirken kann, ist schwieriger zu sagen, denn hier steht ihm kein Forstgesetzartikel, sondern nur sein eigenes Fingerspitzengefühl bei. Jede Gemeinde besitzt ein Waldreglement. Hier ließe sich vielleicht gelegentlich eine Zahl einschmuggeln, die die Bestoßung der Weide reglementieren könnte. Der Name Freiberge hat aber immer so einen kleinen Beigeschmack von Sonderrepublik. Niemals wird man in unsern Freibergen eine Trennung von Wald und Weide aus dem Volk heraus verlangen, wahrscheinlich aber auch auf behördliche Anordnung hin nicht durchführen. Die äußern Gründe habe ich Ihnen darzulegen versucht, die inneren Gründe liegen in der tiefen Verwurzelung der Freiberger Bevölkerung mit ihren Pâturages boisés.

Aus der schweizerischen Forststatistik

Die Ergebnisse der Forststatistik haben wohl noch nie ein so großes allgemeines Interesse gefunden, wie gegenwärtig, wo die Waldwirtschaft, als Helferin in der Not, sich plötzlich wieder allgemeiner Wertschätzung erfreut. Die soeben erschiene 11. Lieferung, 2. Heft der Forststatistik für das Jahr 1941, die diesmal keine Angaben über den Außenhandel und den Holzverbrauch in der Schweiz enthält, gibt uns wertvolle Aufschlüsse über den Umfang der Leistungen unseres Waldes, bei größter Anspannung aller für die Holzrüstung verfügbaren Kräfte.

Es ist nötig, zunächst wieder einmal daran zu erinnern, daß von der gesamten, zum Waldareal gerechneten *Fläche der öffentlichen Wälder* nur 82,5 % bestockt sind, nämlich 654 671 ha, während 28 747 ha landwirtschaftlich benützt und 60 967 ha ertraglos sind. Mit den Privatwäldern im Umfang von 278 291 ha kommen wir auf eine Waldfläche von nur 932 962 ha Wald und nicht auf eine Million, wie gewöhnlich gerechnet wird. Es wäre gut, wenn die Angaben in den Kantonen einmal in der Weise bereinigt würden, daß die ertraglosen Flächen noch besser als bisher ausgeschieden oder ganz aus der Forststatistik herausgenommen würden. Die großen unabträglichen Flächen, die in den Wirtschaftsplänen mitgeschleppt werden, tragen nur dazu bei, den Wald im Lichte einer sehr geringen Rentabilität erscheinen zu lassen, was sicher nicht zur Wertschätzung der Forstwirtschaft beiträgt.

Wytweidbestände bei Saignelégier.

Oben links: Wytweiden Bémont mit typischem Plenterwaldcharakter.

Oben rechts: Verjüngungsgruppe auf altem Stock, von Dornen vor Viehverbiß geschützt.

Unten: Wytweidbestand in Tramelan-Dessus (La Chaux).